



Glaubenssachen

Sonntag, 13. November 2022, 08.40 Uhr

Trostort und mehr
Friedhofslandschaften als kulturelles Erbe
Von Karin Dzionara

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Ein Grab unter Bäumen, überwuchert von Efeu, ein Stein, der mit Moos überzogen ist, eine einzelne Rose, die dem ersten Frost noch trotzen konnte. Im Frühjahr hört man den Gesang der Vögel, im Herbst das Rascheln der Blätter, wenn sich der Wind in den Hecken verfängt. Auf Friedhöfen hat auch die Stille einen besonderen Klang.

„Wenn das Wetter gut war, kam er jeden Tag. Er schlenderte eine Weile zwischen den Gräbern umher und setzte sich schließlich auf eine Holzbank unter einer krummgewachsenen Birke.“

In seinem Roman „Das Feld“ hat der Schriftsteller Robert Seethaler dem Friedhof ein literarisches Denkmal gesetzt. Was wäre, wenn die Toten, deren Namen auf den Grabsteinen verewigt sind, im Rückblick aus ihrem Leben erzählen könnten? Und woran erinnern sich die Friedhofsbesucherinnen und Besucher, wenn sie die Namen lesen?

„Fast jeden Tag saß er unter der Birke und ließ seine Gedanken schweifen. Er dachte über die Toten nach (...) und setzte seine Erinnerungen zu Bildern zusammen. Er wusste, dass diese Bilder nicht der Wirklichkeit entsprachen, dass sie vielleicht gar keine Ähnlichkeit mit den Menschen hatten, die sie zu Lebzeiten gewesen waren. Doch das war ihm gleichgültig.“

Friedhofsgeschichten aus einer kleinen Stadt – Seethaler fügt daraus einen Roman zusammen. Das Leben ist ohne die Erinnerung an die Verstorbenen nicht vorstellbar. Da ist der Blumenschmuck auf den Gräbern, da sind die vielen Namen und Inschriften auf Findlingen oder poliertem Marmor, die Symbole und Zeichen, die sich an die Lebenden wenden. Friedhöfe sind Gedenkort und Treffpunkt, in den ländlichen Regionen sicher stärker als in den Städten und an ihren Rändern. Trauer und Gedenken brauchen für viele Menschen einen Ort, das wissen wir und erleben doch auch, wie sich die Friedhofskultur stetig wandelt.

Es gibt Menschen, die Friedhöfe meiden. Andere hingegen, vor allem in den Städten, sind dabei, die umgrenzten Parkanlagen mit ihren Bäumen, Hecken, Stelen und Skulpturen wiederzuentdecken – sei es nach ihren Spaziergängen während des Lock-downs oder weil sie im Lärm der Großstadt eine grüne Oase der Ruhe und Besinnung suchen. Der Friedhof als ökologische Nische im Grau der Stadtviertel, hier finden Vögel und Insekten ideale Lebensbedingungen. Und zahlreiche Kirchengemeinden und Kommunen entwickeln auch ökologische Projekte auf ihren Friedhofsanlagen, schaffen Biotop, blühende Wildwiesen, Friedwälder. Werden und Vergehen, Leben und Tod, Trauer und Trost – an Orten wie diesen können einem viele Fragen durch den Kopf gehen: Wer bin ich, woher komme ich, was wird die Zukunft bringen? Und wo möchte ich selbst einmal begraben sein?

Friedhöfe waren über die Jahrhunderte hinweg religiös geprägt, heute haben sie sich von der christlichen Deutungskultur emanzipiert. Dennoch, an traditionellen Gedenktagen, an den sogenannten „stillen Tagen“ im November zwischen Allerheiligen und Totensonntag, besuchen viele Menschen die Gräber von Verwandten und Freunden,

legen dort Blumen oder Gestecke ab oder sprechen ein Gebet. Der Volkstrauertag, ein moderner Gedenktag, reiht sich hier ein. Er erinnert an die Getöteten und Verfolgten der beiden großen Weltkriege im 20. Jahrhundert - als Aufruf zur Völkerverständigung, zu Frieden und Versöhnung ist die Botschaft in diesen Tagen umso wichtiger. Auf dem Friedhof haben Trauer und Gedenken einen gemeinsamen Ort. An die verbindende Kraft erinnert der Theologe und Kulturbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland Johann Hinrich Claussen:

„Friedhöfe sind nicht nur Orte, an denen die Toten zu Hause sind. Sie sind Kulturorte auch für die Lebenden.(..) Hier kann man allein umhergehen, über die eigene Endlichkeit nachdenken und zur Besinnung kommen. Hier kann man sich aber auch treffen, gemeinsam spazieren gehen, inzwischen vielerorts auch Kaffee trinken oder ein Konzert erleben. Friedhöfe sind längst viel mehr als nur Bestattungsstätten.“

Mit ihren Parklandschaften und ihrer Trauerkultur gehören die Friedhöfe in Deutschland inzwischen zum „Immateriellen Kulturerbe“ der UNESCO und stehen unter einem besonderen Schutz. Zu den Wegbereitern dieser Initiative gehören Vertreterinnen und Vertreter des deutschen Friedhofswesens, vom Bundesverband deutscher Bestatter bis zur Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal. Auch die beiden großen christlichen Kirchen haben sich dieser Imagekampagne angeschlossen. Doch trotz des nachhaltigen Engagements ist auch nicht zu übersehen: Auf den rund 32.000 Friedhöfen hierzulande wird es immer leerer - unabhängig davon, ob sie von den Kirchen oder Kommunen getragen werden. In Fachkreisen geht man davon aus, dass schon heute knapp die Hälfte der Friedhofsflächen nicht mehr gebraucht wird. Das hat verschiedene Gründe. Überkommene Familienstrukturen lösen sich auf, Kinder und Enkel leben oft Hunderte von Kilometern entfernt. Viele Menschen leben allein und sterben auch allein. Der Tod ist oft eine einsame Angelegenheit, und er ist teuer. Für eine Bestattung können schnell Kosten von 10.000 Euro und mehr zusammen kommen. Urnenbestattungen sind kostengünstiger und platzsparend.

In den vergangenen Jahrzehnten ist die Zahl der anonymen Bestattungen enorm angestiegen, in Fachkreisen ist von einer leichten Trendwende die Rede, allerdings gibt es hier wie dort wenig konkrete Zahlen. Wollen diejenigen, die sich selbst zu Lebzeiten für diese Form entschieden haben, tatsächlich, wie gern behauptet wird, niemandem zur Last fallen, oder steckt dahinter vielleicht doch die Befürchtung, dass sich von den Hinterbliebenen ohnehin niemand um das Grab kümmern würde? Oder könnte es gar ein Zeichen tiefen Gottvertrauens sein, weil Name und Status in diesem Leben nach dem Tod ihre Bedeutung verlieren? Über die Gründe lässt sich nur spekulieren.

Am Ende entscheiden sich manche Angehörige auch für eine anonyme Spar-Version, um das Erbe nicht zu schmälern, beobachten Bestatter, Pastorinnen und Seelsorgende. In den großen Städten gibt es bei gut der Hälfte der Verstorbenen keine Trauerfeiern mehr, weder mit kirchlichen noch mit weltlichen Ritualen. Damit wäre dann wohl die Schwundstufe der Trauerkultur erreicht.

Der Kulturbeauftragte der EKD Johann Hinrich Claussen beobachtet eine „neue Achtlosigkeit“ im Umgang mit den Toten.

„Die Menschlichkeit einer Kultur erweist sich nicht zuletzt im Umgang mit den Toten und ihren Orten, den Friedhöfen.“

Haben wir verlernt, mit Abschied, Tod und Trauer umzugehen? Andererseits entwickeln sich andere Formen des Abschiednehmens und Gedenkens. Nur noch jeder Vierte wünscht sich heute ein klassisches Grab auf einem Friedhof, stattdessen steigt die Nachfrage nach einem Urnenplatz außerhalb von Friedhofsmauern, weit draußen in der Natur unter Bäumen in einem Friedwald oder auch auf See*. Verbirgt sich hinter diesem Boom an Natur-bestattungen der säkularisierte Wunsch nach Transformation oder auch die Sehnsucht, in einem biochemischen Prozess in den Kreislauf der Natur einzugehen? In theologischen Fachkreisen spricht man hier von einem „natur-religiösen Code“. Auf diesen Trend haben sich auch die Friedhofsbetreiber eingestellt, sie bieten pflegeleichte Baumgräber und Waldbestattungen an, in einigen Regionen auch Heideflächen - ein eher formloses Erinnern ohne individuellen Grabschmuck und die vertrauten Rituale, die über Generationen hinweg Bestand hatten. Hier ist Vieles in Bewegung geraten.

Die Verstorbenen zu begraben, ist ein zentraler Akt der Menschlichkeit. In fast allen Kulturen und Religionen kommt dem Totenkult eine besondere Bedeutung zu, das bezeugen die antiken Pyramiden, Gräberfelder und Nekropolen, die Mumifizierungen und Grabbeigaben. Ein Volk werde danach beurteilt, wie es seine Toten bestattet, das wusste bereits der griechische Staatsmann Perikles. In der Antike lagen die Städte der Toten außerhalb der Wohngebiete. In den Katakomben, in unterirdischen Gewölben mit ihren labyrinthischen Gängen und Kammern, wurden die Särge oder Urnen beigesetzt und je nach Status der Verstorbenen kunstvoll ausgestattet. Auf einigen Sarkophagen findet sich ein Stilmix aus ägyptischen, griechisch-römischen und jüdischen Motiven, später kamen auch christliche Symbole dazu.

Zum Totengedenken gehört das Wissen um die eigene Endlichkeit. Davon ist auch in den Liedern und Gesängen des Alten Testaments die Rede, so heißt es in Psalm 90:

„Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“

Im Christentum war das Gedenken keine Familienangelegenheit mehr, sondern gehörte in die Gemeinde. Die ersten Kirchen wurden auf den Gräbern von Märtyrern errichtet, später ließen Bischöfe und Würdenträger Kirchen als Grablege erbauen, bis heute haben historische Grabplatten und Epitaphe in den Gotteshäusern ihren Platz. Man wollte dem Heil besonders nah sein. Deshalb wurden die Toten auf den Kirchhöfen neben den Gotteshäusern begraben, in Totenkapellen wurden regelmäßig Seelenmessen gelesen, Feuerbestattungen aber waren über Jahrhunderte hinweg verboten.

Nach christlicher Vorstellung hat die Gemeinschaft der Lebenden und der Verstorbenen auch nach dem Tod Bestand, denn im Glauben an die Auferstehung hat der Tod für Christinnen und Christen nur eine vorläufige Bedeutung. Dafür steht das Symbol des Kreuzes, ein Zeichen des Trostes, das vielen Menschen inzwischen fremd geworden ist. Kirchen, Kapellen und Friedhöfe mit ihren Denkmälern bilden das „steinerne Gedächtnis“ der christlichen Erinnerungskultur, schreibt der deutsch-französische Historiker Etienne François:

„Die Verbindung zu den Toten kommt schließlich auch durch die enge Verbindung zwischen Kirche und Kirchhof zum Ausdruck, ganz gleich, ob sich der Friedhof ganz unmittelbar an der Kirche oder, wie vor allem im 19. Jahrhundert, an einem anderen Ort befindet.“

Friedhöfe tragen bis heute eine religiöse Signatur. Der Name auf dem Grabstein, die Lieder, Gebete und Rituale am Grab können Halt geben, wenn beim Abschiednehmen die Worte fehlen. Trost spendet auch das reiche musikalische Erbe, die Bach-Choräle oder die Totenmessen von Mozart oder Johannes Brahms: Überwältigende Musik für die Toten als Hoffnungszeichen für die Lebenden. Doch der christliche Glaube ist längst brüchig geworden, alte Bilder und Symbole werden überschrieben oder durch neue ersetzt, andere sind in Vergessenheit geraten.

Für eine Revolutionierung der Friedhofskultur sorgte die Einführung der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert. Die Modernisierung aus hygienischen, medizinischen und technischen Gründen ist zugleich Ausdruck eines kulturellen Wandels im Umgang mit den Verstorbenen: Der Tod wurde versachlicht, die Transformation beschleunigt. Eine Zäsur, die in die Gegenwart hineinwirkt, diagnostiziert der Hamburger Sozialhistoriker Norbert Fischer:

„Die Aschenbeisetzung hat sich als sepulkrales Signet der mobilen Gesellschaft erwiesen. Erst sie schuf die Grundlagen für die sich ausdifferenzierenden neuartigen Inszenierungen der Naturbestattung sowie umgekehrt auch für die rasch zunehmende Zahl von namen- und zeichenlosen Rasenbeisetzungen.“

Mittlerweile liegt die Zahl der Feuerbestattungen bei rund 75 Prozent, das wirkt sich auch auf die Gestaltung der Friedhofslandschaften aus, hier gibt es mittlerweile auch viele kreative Lösungen. Fachleute sprechen von einer „Diversifikation des Friedhofsraumes“ oder von „inszenierten Gedächtnislandschaften“. Vor mehr als zwanzig Jahren beispielsweise wurde der sogenannte „Garten der Frauen“ auf dem Hamburg-Ohlsdorfer Friedhof angelegt – ein gartenarchitektonisch gestaltetes Areal mit Grabstätten bedeutender Hamburgerinnen. In diesen und anderen „Themengärten“ ersetzt eine neue Form der „corporate Identity“ die klassischen Familienstrukturen, so gibt es etwa Grabfelder für Fußballfans oder Mitglieder von Chören – diese pflegeleichten Gemeinschaftsanlagen machen im Idealfall Friedhofsflächen bunter und vielfältiger.

Die Erinnerungskultur verändert sich, schließlich prägen individuelle Lebensentwürfe auch das Gedenken. Doch werden Tod und Erinnerung deshalb auch zur Privatsache?

Die Urne im Vorgarten ist in Deutschland bislang nur in Bremen gestattet. Dabei stellt sich die Frage, wem denn die Trauer gehört. In alten Friedhofskapellen oder in Kirchen, die für ihre schrumpfenden Gemeinden zu groß geworden sind, werden inzwischen Kolumbarien eingerichtet, Urnenregale, in denen die Asche der Verstorbenen beigesetzt wird. Übrigens auch in Kirchen, in denen auch noch regelmäßig Gottesdienst gefeiert wird: Auf diese Weise rückt der Tod wieder in das Leben der Gemeinden in den Stadtteilen.

Auch im digitalen Raum entwickeln sich neue Formen des Gedenkens, in Foren und Trauerportalen können sich die Hinterbliebenen vernetzen und eigene Rituale erproben. Heute gibt es vielfältige, bisweilen auch gegenläufige Bewegungen im Umgang mit Tod und Gedenken. Vielleicht haben wir es sogar mit einer „neuen Sichtbarkeit des Todes“ zu tun, wie die katholische Theologin Madeleine Helbig-Londo und der Priester und Theologieprofessor Wolfgang Beck vermuten:

„Längst gibt es persönliche Idealvorstellungen der letzten Lebensphase. Und das Bedürfnis vieler Menschen ist zu beobachten, mit der Bestattungsform der eigenen Lebens-philosophie oder einem familiären Selbstverständnis Ausdruck zu verleihen. Die Gestaltung von Tod und Trauer wird hier zu einem Bestandteil individueller und familiärer Identitätskonstruktion.“

Umso wichtiger ist es, eine Balance zwischen Tradition und Wandel zu finden. Auch die Friedhöfe müssen sich neu erfinden, wenn sie als öffentlicher Gedenkort, Treffpunkt und Trostort ihren Platz in der Gesellschaft behaupten wollen. Friedhöfe sind zugleich Geschichtsbücher, sie dokumentieren die historischen und sozialen Entwicklungen der Städte und Regionen. Wer hat hier gelebt und wer wurde hier begraben? Wer ist gekommen und wer ist geblieben? Das Grab kann auch ein Stück Heimat sein, schreibt der Theologe Martin Vorländer:

„Hier liege ich, hier gehöre ich hin. Ein Haus kann den Besitzer wechseln. Mein Grab bleibt mein Grab. Im Judentum und im Islam gelten Gräber als unauflöslich.“

Der Tod kennt weder Alter noch Herkunft noch Status. Muslimische, jesidische oder buddhistische Grabfelder, Anlagen für Verstorbene aus unterschiedlichsten Kulturen und Religionen erzählen Geschichten von Migration und Integration. Auch deshalb ist Gedenken auf konkrete Orte, Zeichen und Rituale angewiesen. In unseren beschleunigten Zeiten haben sie sogar eine besondere Bedeutung, beobachtet der Theologe und Experte für Sepulkralkultur Thomas Klie:

„Mentale Erinnerung ist leider verwitterungsanfälliger als kulturelle Todeszeichen. Ohne steinerne oder metallene Grabmale hat Erinnerung nur eine geringe Halbwertszeit.“

In einigen Städten sind die historischen Friedhöfe längst auch Pilgerorte für Kunstinteressierte. Der Dorotheenstädtische Friedhof in Berlin-Mitte etwa mit den Gräbern bedeutender Persönlichkeiten wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Bertolt Brecht oder

Christa Wolf ist eine Art „Who is Who“ der urbanen Gesellschaft. Die historische Friedhofskapelle hat der US-amerikanische Künstler James Turrell in ein Lichtkunstwerk verwandelt - als Treffpunkt und als Symbol der Hoffnung für gläubige Menschen wie für Glaubensferne.

Denn wer kann heute wissen, wann und aus welchem Grund die Nachgeborenen nach Gedenkortern suchen, nach sichtbaren Spuren der Verstorbenen, die in die eine oder die andere Richtung führen? Heinrich Böll, der Literaturnobelpreisträger und tief gläubige Christ, schrieb kurz vor seinem Tod folgende Zeilen an seine Enkeltochter:

*„Wir kommen weit her, liebes Kind, und müssen weit gehen./
Keine Angst, alle sind bei Dir, die vor Dir waren./
Deine Mutter, Dein Vater und alle, die vor ihnen waren./
Weit zurück. Alle sind bei Dir, keine Angst./
Wir kommen von weit her und müssen weit gehen liebes Kind.“*

Davon erzählen die Namen auf den Grabsteinen, selbst wenn manche Inschrift verwittert ist. Bölls Verse sind ein berührendes Vermächtnis und ein Trost - für die, die gehen müssen und für die, die kommen werden. Auf dem Friedhof kreuzen sich die Wege.

* * *

Zur Autorin:

Karin Dzionara, Kultur-Journalistin Hörfunk und Print, Themenschwerpunkt: Dialog zwischen Kunst und Kirche - im Theater, in der Literatur, der Bildenden Kunst und der Musik

Literaturhinweise:

Fischer, Norbert: „Inszenierte Gedächtnislandschaften. Perspektiven neuer Bestattungs- und Erinnerungskultur im 21. Jahrhundert“, Aeternitas, 2011

Helbig-Londo, Madeleine, Beck, Wolfgang: „Neue Sichtbarkeit des Todes. Für eine kreative Entwicklung der Sepulkralkultur“, Stimmen der Zeit, Mai 2020

Marschies, Christoph, Wolf, Hubert (Hg): „Erinnerungsorte des Christentums“, München 2010

<https://de.statista.com/themen/6026/beerdigungen-bestattungen/#dossierKeyfigures>

*https://www.aeternitas.de/inhalt/marktforschung/meldungen/2019_aeternitas_umfrage_wuensche